



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

N., M.: Tendenzromane

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Frankreich und Österreich, hatten sich geeinigt zum gemeinsamen Angriffe gegen den verwegenen Fürsten, der sich vermaß, einen eignen Willen zu haben, der sich von niemand dienstbar machen ließ. Was hat denn nun in diesem ungleichen Kampfe Preußen gerettet? Gewiß war es in erster Linie die unvergleichliche Feldherrngabe des großen Friedrich; gewiß hat die Tüchtigkeit des preußischen, die Niederlichkeit des französischen Heeres, gewiß die Erfindung des alten Dessauers, der eiserne Ladestock, gewiß Dauns übertriebene Bedächtigkeit und die Unfähigkeit des Herzogs von Lothringen das ihrige dazu beigetragen. Aber durch das alles konnte doch das Mißverhältnis der Kräfte nicht aufgewogen werden. Bei Kunersdorf wurde Friedrich mit seinen 50 000 Preußen von 80 000 Russen und Österreichern besiegt; sein Heer war vernichtet, der Weg nach Berlin stand den Feinden offen; der König selbst schrieb an seinen Vertrauten, den Grafen Finkenstein: Ich halte alles für verloren, ich werde den Untergang des Vaterlandes nicht überleben. Aber im entscheidenden Augenblicke brach zwischen den Verbündeten ein Zerwürfniß aus. Die Russen meinten, sie hätten nun genug geleistet, jetzt möchten auch die Österreicher zeigen, was sie könnten. Es kam zu keiner Verständigung; das russische Heer ging nach der Weichsel zurück, und der preußische Staat war gerettet.

Zwei Jahre später lagen zwei verbündete Heere, ein österreichisches und ein russisches, neben einander in Schlesien; ihnen gegenüber Friedrich, der nicht halb so viel Soldaten zur Verfügung hatte wie seine beiden Gegner zusammen. Aber auch diesmal verhinderte die Eifersucht der beiden Heerführer einen gemeinsamen Angriff; wiederum zogen sich nach wochenlanger Unthätigkeit die Russen nach dem Osten zurück, und Laudon hatte umsonst auf einen vernichtenden Schlag gehofft.

(Schluß folgt)



Tendenzromane



it diesem Schlagworte wollen wir keineswegs ein ungünstiges Vorurteil gegen die beiden Werke erwecken, von denen wir hier sprechen wollen, obwohl wir wissen, daß das Wort einen übeln Beigeschmack hat. Wir stellen uns nicht auf den Standpunkt einer abstrakt formalistischen Ästhetik, die die Kunst nur der Kunst wegen geübt wissen will, die ausschließlich nur die Form eines Werkes in Betracht zieht. Auch folgen wir nicht der von den Naturalisten verzerrten

Lehre vom unbewußten Schaffen des künstlerischen Genius, die jede Absicht, auch die auf die Schönheit, dem Künstler abspriecht. Etwas muß der Künstler immer mit seinem Werke beabsichtigen; jede menschliche Thätigkeit hat ein Ziel, einen Zweck, wenn sie überhaupt beachtenswert sein soll. Man schließt die teleologische Betrachtungsweise aus der Naturwissenschaft aus; auch da geschieht es aber schließlich nur scheinbar. Man hütet sich davor, von vornherein Zwecke in den Mechanismus des Naturschaffens hineinzutragen; um so eifriger sucht man aber empirisch seinen Zweck zu begreifen. Die Thätigkeit des Geistes jedoch kann unmöglich als zwecklos angesehen werden, man darf nicht auch den Geist mechanisieren, wenn man sich überhaupt noch seiner selbst bewußt bleiben, wenn man nicht in Urteilslosigkeit, in grenzenlose Öde und Roheit versinken will. Die Unbewußtheit des künstlerischen Schaffens ist nur ein Schein, der aus dem Gegensatz von Phantasie und Vernunft, von anschaulichen Vorstellungen und begrifflichem Denken im Menschen entsteht. Nehmt ihm die zweckbewußte Freiheit im Schaffen, das Lenken und Ordnen seines geschauten Bildes, und er wird zum Stammler; er hört auf, Künstler zu sein. Er hat die Aufgabe, soviel als möglich sein absichtliches Handeln im Kunstwerk zu verbergen, aber doch nur, um dessen Wirkung zu erhöhen, nicht um seine Absichten aufzuheben. Nur die bemerkbare Absicht verstimmt, nicht die Absicht an sich selbst, wenn sie sonst gut ist. Aus dem einen Extrem des nur Absichten verratenden, künstlerisch ohnmächtigen Schaffens darf man nicht in dessen Gegenteil verfallen: in die Verpönung aller Absicht. Damit würde man der Zügellosigkeit in der Kunst Thür und Thor öffnen, jeder Willkür würde damit grundsätzliche Geltung zugestanden werden, und indem man den Geist zur Maschine herabdrückt, denselben Geist, der sich die Maschinen zur leichtern Erreichung seiner Zwecke geschaffen hat, würde eine unglaubliche Verflachung Platz greifen.

Wir sind also grundsätzlich nicht gegen Tendenz in der Kunst. Es haben auch große Dichter, nicht bloß Dickens, auch Jeremias Gotthelf, Tendenz aus ihrer Kunst nicht ausgeschlossen. Es kommt nur auf den Wert dieser Tendenz an, der rein dichterische Wert ihrer Schöpfungen hängt von dem Maße ab, worin sie ihre Absichten im Bilde haben aufgehen lassen können. Von einer bestimmten Weltanschauung muß schließlich jeder Künstler ausgehen, nur ist dem einen diese Weltanschauung mehr, dem andern weniger bewußt. Dem einen ist sie noch ganz Gemüts- und Gefühlsache, sie äußert sich naiv im unmittelbaren Ausdruck für den empfangenen seelischen Eindruck; beim andern ist sie ein durchgebildetes Ganze von Ideen. Ohne eine solche Weltanschauung ist kein dichterisches Schaffen möglich, denn es ist ohne Urteil nicht möglich. Die ästhetische Wertbestimmung der Eindrücke und Erfahrungen aus der Außenwelt im Gemüte des Dichters ist ein sittliches Urteilen. Der Phantasiemensch sieht die Vorgänge und Handlungen und Zustände der Welt schon in jenem

Lichte, das durch seine sittliche Stellungnahme zu ihnen mehr oder weniger bewußt in ihm erzeugt worden ist. Man fordert Individualität vom Dichter; das ist nichts anderes als eine wohl abgeschlossene, ganz genau bestimmte Weltanschauung, mag sie so subjektiv sein, als sie will.

Dies nur beiläufig, wir müssen endlich auf unsere beiden Tendenzromane kommen, auf die „Lebensgeschichte“ in zwei Bänden: Die Waffen nieder! von Bertha von Suttner (Dresden, Pierson) und den Roman: Ora et labora! von Friedrich Boettcher (Leipzig, Ernst Reils Nachfolger). Die imperativische Form im Titel beider Werke — habt Acht! — verrät schon ihre polemische Haltung. Sie sind aber beide gründlich verschieden, hinsichtlich des Charakters ihrer Verfasser, in der Bedeutung ihrer Absichten, und endlich auch nach dem künstlerischen Werte der Darstellung. Große Dichtungen sind es beide nicht, das wollen wir gleich sagen, aber interessante Zeiterscheinungen, die eine genauere Betrachtung rechtfertigen.

Frau von Suttner schreibt ihr dickes Buch gegen den Krieg, und damit schließt sie sich einer großen Reihe von Vorgängern an und trifft in der ganzen zivilisirten Welt, mit Ausnahme vielleicht der nach Revanche schreienden Chauvinisten in Paris, empfängliches Gehör. Nach Frieden hat ganz Europa ein tiefes Bedürfnis; nichts hat die Volkstümmlichkeit Bismarcks so sehr gefördert, als daß er der Schutzherr des europäischen Friedens geworden ist. Wir hassen alle den Krieg, alle ohne Ausnahme, vom Kaiser herab bis zum ärmsten Bauer. Daran ist gar kein Zweifel: daß heutzutage noch ein Kabinettskrieg oder ein Krieg aus leichtfertigen Gründen entstehen sollte, ist ganz undenkbar. Das ist ja der Charakter unsers Zeitalters, daß sich in allen Schichten der Bevölkerung nicht bloß Deutschlands, sondern auch Oesterreichs, Italiens das vollste Vertrauen auf den reinsten Willen der Regierungen eingewurzelt hat, und wenn Zwistigkeiten, Parteiungen entstehen, so geschieht dies nur infolge der Verschiedenheit der Meinungen über die Wahl der Mittel zur Förderung des Volkswohles, nicht aber infolge des Zweifels an dem reinen Willen der Staatenlenker selbst. Die Stimmung der Zeit ist also durchaus friedlich, und jede Polemik gegen den Krieg erscheint beinahe überflüssig. Die Suttner rennt eigentlich offene Thüren ein. Doch daraus wollen wir ihr keinen Vorwurf machen. Unser heutiges Geschlecht genießt eines Friedens, der mit schweren Opfern an Gut und Blut erkämpft worden ist und noch immer mit großen Opfern an Gut und Kraft erhalten wird. Der kriegerische Geist ist in Europa noch keineswegs erloschen. Über die Notwendigkeit und den Wert der Kriege herrschen noch immer geteilte Meinungen. Wir fühlen zwar, daß eine Zeit notwendig wird kommen müssen, wo auch ernstere politische Gegensätze durch Schiedsgerichte, europäische Konferenzen so gut werden beigelegt werden, wie man schon kleine politische Konflikte (z. B. die Karolineninselfrage) geschlichtet hat, und wie gegenwärtig große soziale Fragen durch

Abgeordnete aller europäischen Regierungen in Berlin gemeinsam beraten werden. Aber noch ist die Zeit nicht da, und darum hat es immerhin seine Berechtigung, wenn eine großherzige Frau mit Begeisterung und Talent den kriegerischen Sinn in dieser den Frieden liebenden Zeit bekämpft. Denn mit diesem Werke erfüllt sie nur die Sendung des Weibes wie des Dichters: der Liebe den Weg zu bahnen, die Geister zu reinigen und die Herzen zu läutern.

Diesen kriegerischen Geist in allen seinen Formen, in der praktischen Politik, in der Geschichtswissenschaft, in der Erziehung der Jugend, in der Schätzung der Stände, in der Diplomatie bekämpft dialektisch und poetisch Bertha von Suttner. Sie wendet sich an unsern Verstand, an unser Herz, an unsre Nächsten- und Familienliebe, an unsre Phantasie, um uns den Jammer und die Barbarei des Krieges recht gründlich zu Gemüte zu führen. Gegen dieses Unternehmen ist nichts einzuwenden. Die Verfasserin hat für die Darstellung ihrer Tendenz auch keine üble Fabel erfunden. Ihr Buch teilt uns die von der Baronin Martha Tilling, der Gattin eines österreichischen Oberstleutnants, hinterlassenen Erinnerungen mit. Martha ist die Tochter eines hohen österreichischen Offiziers, des Grafen Althaus, der unter Radetzky's ruhmreicher Führung 1848 in Oberitalien mitgefochten hat und im Gegensatz zu seiner Tochter an den kriegerischen Überlieferungen des alten österreichischen Adels festhält. Mit achtzehn Jahren heiratet Martha einen Husarenoberleutnant, der 1859 nach kaum einjähriger Ehe bei Magenta fällt. Nach vierjähriger Witwen- trauer heiratet die sehr begreiflicherweise inzwischen zur grimmigsten Kriegs- feindin gewordene Martha den leidenschaftlich geliebten Baron Tilling, wieder einen Soldaten, und nun kommt sie aus dem Kriegsjammer nicht heraus. Tilling muß 1864 in den Krieg nach Schleswig-Holstein gerade in dem Augen- blick, wo sich seine Frau in Geburtswehen krümmt. Dann muß er 1866 in den böhmischen Krieg, und den Winter 1870/71 verleben beide gar in der Belagerung von Paris, wo der Oberst Tilling ruchloserweise von Kom- munarden erschossen wird. Diese Schicksale einer Soldatenfrau sind allerdings geeignet, uns den Krieg in seiner furchtbarsten Gestalt vorzustellen. Aber mit der Darstellung dieser Fabel begnügt sich die Suttner nicht. Wir machen nicht bloß jedesmal die gewaltige Aufregung und Angst vor, während und nach dem Kriege mit durch, die Martha um das Schicksal ihres Gatten erlebt. Wir werden auch auf die Schlachtfelder von Königgrätz geführt und müssen das Schreien der Verwundeten hören, die entsetzlichen Begleiterscheinungen der Schlacht alle mit ansehen. Es wird uns nichts erspart. Auch in der Friedens- zeit wird ohne Unterlaß nur vom Kriege gesprochen, und wir müssen alle Meinungen für oder gegen ihn anhören. Frau von Suttner hat alles litera- rarische Geschütz gegen den Krieg vorgeführt, das nur erreichbar war, und wie unsre Ohren von dem Donner der Kanonen bis zur Taubheit bestürmt werden, so bestürmt sie unser Gemüt bis zur Unempfänglichkeit mit Beweisgründen

gegen die Kanonen. Das ist die Schwäche ihres Buches, die sie selbst wohl empfunden hat und daher durch eingeflochtene Episodenfiguren novellistischer Art zu verdecken gesucht hat. Sie hat des Guten zuviel gethan. Sie hat nicht Maß gehalten, sie wiederholt sich unnötigerweise, sie stellt die Geduld des Lesers auf eine zu harte Probe. Sie hätte den Krieg mit weniger Aufwand von Mitteln bekämpfen sollen, dann wäre auch die Wirkung wuchtiger geworden.

Unterhaltender, darum auch wirksamer hat Friedrich Boettcher seine Tendenz in dem Romane *Ora et labora* dargestellt. Auch hier bewegen wir uns in politischer Luft, die jüngste Gegenwart Deutschlands mit allen ihren Parteien und Problemen wird uns vorgeführt; der Kampf gegen die Sozialdemokratie, als ihr wichtigstes, steht in der Mitte. Boettcher steht auf dem Standpunkte der Freikonservativen oder der Nationalliberalen. Er überschaut die ganze Entwicklung der deutschen Nation seit dem Jahre 1848. Er hält zu Kaiser und Reich, ist ein Anhänger Bismarcks, bleibt auf dem Boden des Christentums und ist ein Realist im vornehmen Sinne, wenn er die Kultur-entwicklung selbst „als die allmähliche Verwirklichung der göttlichen Weltordnung“ erklärt. Sein Christentum ist eine Religion der Liebe, der Duldung, der heiligen Arbeit. Er rechnet von der kaiserlichen Botschaft des Jahres 1881 an die neue Zeit, die Lösung der sozialen Fragen ist ihm die wichtigste Aufgabe der Gegenwart. Der Weg der Sozialdemokratie scheint ihm dabei der allerverkehrteste zu sein. Die rohen Leidenschaften entfachen, den Bürgerkrieg entfesseln, die gesamte gesellschaftliche Ordnung umstürzen, wie es die Sozialdemokraten wollen, das stellt er in seiner ganzen Unvernünftigkeit dar. „Ich habe eingesehen, sagt der Held des Romans zum Schluß, daß jede auf die Erregung eines besondern proletarischen Standesgefühls gerichtete Bewegung von Übel ist. Möge der Staat fortfahren, die schlimmsten Härten in der Lage der arbeitenden Klassen durch den Zwang des Gesetzes zu beseitigen! Die Hauptsache aber ist, daß in die Kreise der Arbeiter wie der Arbeitgeber ein anderer, ein gerechterer Geist einziehe: Genügsamkeit der Arbeiter und Achtung der Arbeitgeber vor der Menschenwürde auch des letzten ihrer Leute. Die in Deutschland auf beiden Seiten herrschende Gefühlsvergiftung ist es, was geheilt werden muß. Soweit ich zu sehen vermag, giebt es kein andres Mittel, als wenn in den obern Schichten der Egoismus wieder gedämpft wird durch edle Nächstenliebe, und in den untern an die Stelle des trostlosen Materialismus wieder eine idealere Lebensauffassung tritt“ u. s. w. Dialektisch durch Auseinandersetzungen des Helden mit sich selbst und den verschiedenen Parteihäuptern und dichterisch durch Schilderung der sozialdemokratischen Führer, der Unruhen infolge von Streiks: so von zwei Seiten aus geht Boettcher der Sozialdemokratie zuleibe. Und da er über eine nicht gewöhnliche Darstellungsgabe verfügt, so weiß er uns in Spannung zu erhalten. Spielhagen mag ihm wohl

als Muster vor Augen geschwebt haben. Aber sein Buch darf den Vergleich mit dem ältern Schriftsteller schon wagen; frischer als dessen letzte Romane, klarer in der Gesinnung und hübscher in der Komposition als „Was will das werden?“ ist Ora et labora jedenfalls. Freilich ist der Politiker stärker als der Dichter; die Partei ist in der Darstellung Boettchers wichtiger als der Charakter geworden.

Die Fabel ist bis auf den Schluß recht hübsch und zweckmäßig, wenn auch nicht gerade originell erfunden. Heinrich Werner ist der Sohn einer armen Wäschfrau in der Provinz, der sich durch seine Schönheit, sein edles Wesen, seine große Begabung, sein Rednertalent schon früh auszeichnet. Er genießt den Schutz des Pfarrers und anderer Honoratioren der Stadt, wird in die bessern Kreise aufgenommen, muß aber schon hier schmerzlich den Unterschied von Reich und Arm empfinden. Er wird endlich Sezerlehrling, und sein guter Lehrer, eben jener Pfarrer, ahnt schon, daß Heinrich so in das Lager der Sozialdemokraten getrieben werden wird. Heinrich hält es im Heimatstädtchen nicht lange aus, er muß nach Berlin, um rascher vorwärts zu kommen. Und nun ist er unversehens mitten unter den Sozialdemokraten, die sich sofort seiner litterarischen und rhetorischen Begabung bemächtigen. Werner wird von ihnen an die Spitze ihres Blattes gestellt; nach seinen ersten Artikeln kommt er mit der Polizei in Konflikt, wird verhaftet und zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt. Das thut ihm schließlich gut, denn in der Einsamkeit studirt er fleißig; aber er verbittert sich auch umso eigensinniger gegen die Regierung. Raum in Freiheit gesetzt, wird er von den Sozialdemokraten als Reichstagskandidat aufgestellt. Er ist aber eine tiefe Natur mit redlichem Streben nach Wahrheit und Recht. Er verkehrt mit dem Führer der Sozialdemokraten und lernt den reichen Epikureer, den gewissenlosen, politischen Streber verachten. Er erlebt einen Streik, und die rohen Szenen dabei erregen in ihm nur Abscheu. Innerlich ist er von der Sozialdemokratie geschieden, als er die Kandidatenrede zu halten hat, bei der ihm die Phrase mit dem Verstand durchgeht, und die die Auflösung der Wahlversammlung, Tumult, Straßenkampf, Verwundung Heinrichs, Spital, Ausweisung, Bettlertum zur Folge hat. Soweit wäre alles ganz hübsch, wenn sich auch Heinrich nicht gerade durch „Initiative“ auszeichnet. Merkwürdigerweise gerät er aber nun in das Netz eines Jesuiten, und trotz all seiner guten Bildung ist er nicht imstande, sich durch ruhige Überlegung wieder daraus zu befreien; vielmehr begiebt er sich allen Ernstes auf den Weg nach Italien, um in das Jesuitenkloster bei Florenz einzutreten. Das ist wohl der dümmste seiner Streiche, und es ist nicht zu begreifen, was Boettcher mit diesem Zuge hat andeuten wollen. Doch wohl nicht den sittlichen Wert der *ecclesia militans*? oder die objektive Gleichberechtigung des katholischkirchlichen Lebensideals mit dem nationaldeutschen? Klar wird Boettchers Absicht nicht. Er läßt auch seinen Helden in der That nicht Jesuit aus Ver-

zweiflung über die Verworrenheit der deutschen Parteiverhältnisse werden, sondern kurz vor dem Kloster bricht Heinrich halbtot vor Schwäche zusammen und gerät nach der klugen Vorsehung des Dichters in das Haus seines alten väterlichen Freundes, jenes Stadtpfarrers aus der Heimat, der nach Italien übergesiedelt ist, um dort seinen Lebensabend freudig zu genießen. Hier genest Heinrich von seelischer und leiblicher Krankheit und gewinnt die Lebenslust wieder. Nur muß er sich noch überflüssigerweise als ein Grafensohn entpuppen, um dann noch die adliche Geliebte heiraten zu können.

Diese poetischen Schwächen sind auch hier das Kennzeichen des Tendenzromans. Alle hübschen und aus guter Kenntnis geschöpften Schilderungen Berlins, seines öffentlichen und politischen Lebens können für diese Mängel nicht entschädigen. Aber da die Tendenz gesund ist, so darf man den Roman nicht tadeln. Jedenfalls erhebt er sich über die Dutzendware der Leihbibliotheken infolge der reichern Bildung des Verfassers.

Wien

M. N.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Zum ersten April — eine Erinnerung. Ich wurde 1859 Student. Mein „Wechsel“ war nicht groß; für die eigentlichen Studentenfreuden konnte ich wenig aufwenden und hatte darum umsomehr Zeit, mich mit ernsten Dingen zu beschäftigen, besonders mit Geschichte und Politik. Es wurde damals schon üblich, daß die Meister deutscher Wissenschaft es nicht verschmähten, die Ergebnisse ihrer Wissenschaft der ganzen gebildeten Welt zugänglich zu machen; es erschienen nach und nach jene herrlichen Meisterwerke deutscher Geschichtschreibung, auf die wir immer stolz sein werden. Mit Freuden ließ man sich von des Darstellers anmutender Erzählung in die glanzvollen Tage der Vergangenheit versetzen, wo das deutsche Reich das weltgebietende war.

Umso unbefriedigender war der Blick auf die Gegenwart. Wohl wies in den Gymnasien mancher Lehrer der Geographie triumphierend darauf hin, daß der deutsche Bund mit Österreichs und Preußens außerdeutschen Ländern an siebzig Millionen Einwohner habe, also der mächtigste Staat Europas sei; aber wir wußten es besser, wir wußten, daß dieser Bund kein Bund, dieser Staat kein Staat war.

In den Mittelstaaten, besonders in dem, wo ich lebte, spulte damals bei Fürst und Regierung die Preußenfurcht. Das Jahr 1848 lag noch jedem in den Gliedern; man hatte vor den damals entfesselten Geistern gezittert, auch vor dem preußischen Erbkaifertum. Was nur preußenfeindlich war, wurde als Gefinnungstüchtigkeit, als Treue gegen das angestammte Fürstenhaus gepriesen. Der Nationalverein wurde in keinem Lande mehr gehaßt, als bei uns. Selbst das